

Berschleierung des Standes der Verhältnisse der Gesellschaft dar, welche nach dem deutschen Actienrecht mit Gefängnis bis zu einem Jahre und zugleich mit Geldstrafe bis zu 20.000 Mark an dem Vorstand und Aufsichtsrath geahndet wird. Es läßt sich übrigens dem Bericht die Verschleierungstendenz unmittelbar entnehmen. Es heißt dort unter anderem, daß die Erzeugnisse der Fahrradabtheilung von unbefruchteten vorzüglicher Qualität seien. Aus unwidersprochen gebliebenen Mittheilungen aus Arbeiterkreisen, welche in der „Arbeiter-Zeitung“ vom 28. August zu lesen waren, wissen wir, wie mangelhaft die Erzeugnisse waren, wissen wir, daß im Jahre 1896 sechstausend Rahmen unbrauchbar gewesen und repariert werden mußten, daß im Jahre 1897 Tausende von Kurbellagern fabriciert und dann als viel zu schwach weggeworfen werden mußten, und solche Vorfälle haben sich noch mehrfach wiederholt. Soviel über die Unwahrheiten, welche der Bericht enthält. Nun zu anderem. Nach Gesetz und Statut muß alljährlich eine Bilanz aufgestellt werden, welche den Reingewinn des betreffenden Geschäftsjahres ersichtlich macht. Die Actionäre erhalten aber bloß eine Aufstellung, welche ihnen den Gesamtverlust aus der Gebarung vieler Jahre mittheilt, nicht aber, wie viel das Reinerträgnis oder der Verlust des abgelaufenen Jahres, für sich allein betrachtet, ergibt. Fast lohnt es sich nicht der Mühe, angesichts solcher Verstöße darauf hinzuweisen, daß die Bilanz und das Gewinn- und Verlustkonto Posten enthalten, welche einer Erläuterung zu ihrem Verständnisse dringend bedürfen. Im Gewinn- und Verlustkonto ist als Erlöb der fabricierten Waren eine Summe von 87 Millionen, als Erzeugungspreis 93 Millionen ausgesetzt; es wird nicht angegeben, wie sich dieser Fabricationsverlust auf das Fabrikat, das Fahrradgeschäft und die anderen Geschäftszweige vertheilt. Außerdem werden 683.000 fl. Unkosten ausgewiesen. Was sind das für Unkosten, die eine so enorme Summe verschlingen? Die Vorräthe werden wohl specifiziert, aber es wird nicht mitgetheilt, wie hoch die einzelnen Vorrätheposten im Vorjahre waren, so daß man die vorgenommenen Abschreibungen nicht controlieren kann u. s. w. Trotz alledem zweifeln wir nicht, daß sich die Verwaltung auch weiterhin des nur durch ein Communiqué getriebenen Vertrauens der Actionäre erfreuen wird.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Odéon, „Epreuve“ von Legendre, „Colinette“ von Vondré und Martin; Nouveau Theatre, „Rembrandt“ von Fozz und Dumur. Berlin. Lessingtheater, „Pamela“ von Sardon; Deutsches Theater, „Das Vermächtnis“ von Schnitzler; Schillertheater, „Barcel Turcafer“ von Langmann; Königliches Schauspielhaus, „Auf der Sonnenseite“ von Blumenthal und Kadelburg.

In der „Welt, in der man sich langweilt“ gibt die Witt jetzt die kleine Susanne. Ich gestehe, das schöne Mädchen lieber in wahrhaften und lebendigen Rollen als mit den Puppen der alten Komödie spielen zu sehen. Aber die Anmuth ihres reinen Wesens ist so groß, daß man nicht widerstehen kann; die ganze Bühne wird hell, wenn sie kommt. Herrn Zeska fehlt zum Bellac der unerschütterliche Ernst des Herrn Robert. Als Herzogin ist Frau Wilbrandt amüsant, aber auf eine norddeutsche und kleinstädtische Art, die gar nicht in den Ton des Stückes einstimmt. Dazu der sächelnde Herr Thimig, der im Frack wie ein Commis ausschaut, die piepsende Frau Reinhold, die grunzende Frau Lewinsky und eine unglaublich schlecht angezogene, hilflos agierende Frau Körner — so mag man sich in Kottbus die vornehme Welt vorstellen.

Mit der Wiederaufführung von Boieldieus „Weiße Dame“ hatte das Hofopertheater einen glücklichen Abend. Zwar hat die Zeit auch an dem Antlitz dieser Dame ihre Spuren zurückgelassen, wir merken dies an manchen einförmigen harmonischen Wendungen und an der dünnen, oft ärmlichen Instrumentation, aber wir hören ihre graziosen Melodien noch immer gerne und erfreuen uns auch heute noch an der mit großem Geschick aufgebauten, in feinen Wellenlinien leicht hinziehenden Handlung. Was wir der letzten Aufführung vor allem gewünscht hätten, das war: ein kleineres Haus, das uns den theueren Zügen des lieblichen Werks näher gebracht hätte. Das hätte auch der Leistung des Herrn Naval als George Brown zum Vortheil gereicht. Die feinen Wendungen seiner Gesangskunst wären dann besser zum Ausdruck gekommen, die kräftigen, mehr soldatischen Züge seiner Rolle wären im kleinen Raume weniger vermisst worden. Im übrigen spielte er den glücklichen Lieutenant vortrefflich und fand an den Herren Spielmann und Grengg, den Damen Michalek, Sedelmayer und Kaulich ebenbürtige Partner. Mit Fräulein Sedelmayer kam zwar unverkennbar ein Stück der großen Oper mit erdrückender dramatischer Gewalt in die kleine, muntere Gesellschaft, aber wir wüßten gegenwärtig niemanden, der diese Rolle entsprechender zur Geltung bringen könnte. So fand denn das ganze Ensemble, das von Director Mahler mit großer Sorgfalt einstudiert war, ungetheilten Beifall, und dürfte das Werk den Besuchern der Oper bei ferneren Wiederholungen noch manchen genußreichen Abend bereiten.

Fräulein Barfescu schuldet dem Raimund-Theater noch immer einige contractliche Verpflichtungen. Infolgedessen gab man neulich eine Vorstellung der Sardou'schen „Dette“. Unerwarteterweise wurde

das einer der glücklichsten Abende dieses Theaters. Das Stück mit seiner bekannten, breiten, thörichten Rührseligkeit wirkt heute noch ungemein behaglich. Es ist da alles mit so glänzender Leichtigkeit vorgetragen und gestigert, daß sich von der Bühne herab ein gewisses gesellschaftliches Vergnügen, das richtige alte Theatervergnügen, über den anderen Theil des Hauses ergießt. Dieser Dialog leuchtet noch immer in allen, veralteten oder nicht veralteten, Liebenswürdigkeiten der französischen Sprache. Das konnte selbst die genügend schlechte Uebersetzung nicht unkenntlich machen. Die Literatur wird lächelnd vergessen. Man amüsiert sich. Die Darstellung trug viel dazu bei. Herr Burg stand mit seiner intelligenten und sicheren Charakterisierungskunst an erster Stelle. Das ist einer der wenigst beschäftigten und bemerkenswertheften Schauspieler Wiens. Fräulein Petri war eine sehr liebenswürdige Berangere. Angesprochen haben auch die neuen Herren Wirt und Jensen. Die Titelrolle allerdings spielte Fräulein Barfescu, der vertragschuldende Gast. Fräulein Barfescu ist eine schlechte Tragödin, aber doch so weit Tragödin, um auch eine schlechte Conversationschauspielerin zu sein. Den ersten Act hat sie ganz ruiniert; in den anderen war die Rolle zu stark, um nicht stellenweise durchzudringen.

Man schreibt uns aus Berlin: Das Lessing-Theater, das jetzt unter der Direction von Otto Neumann-Hofer steht, hat der Eröffnungsvorstellung, dem Shakespeare'schen „Heinrich V.“, jetzt seine erste Novität folgen lassen. Sie werden mir erlauben, daß ich die schlechte Sitte, einen neuen Director vor der Saison zu beurtheilen, nicht mitmache. Ein neues Programm liegt nicht vor, und der Curs wird wohl der alte bleiben. Eines war jedenfalls sehr sympathisch bei dieser Aufführung: man merkte, daß hier ordentlich gearbeitet wird. Gegenüber der Schlamperie, die an vielen Berliner Bühnen herrscht, ist das sehr zu schätzen und zu betonen. Hoffentlich bleibt es dabei. Die Regieführung des Herrn Steinert verdiente alles Lob; eigentlich sollte es ja selbstverständlich sein, daß ein Regisseur die Formen der guten Gesellschaft beherrscht und, wo sie ein Stück verlangt, ihnen Rechnung trägt, aber es ist leider nicht. Das neue Stück ist ein Schauspiel in drei Aufzügen von H. v. Dmpteda und heißt „Eheliche Liebe“. Da Sie es demnächst auch sehen werden, kann ich mich kurz fassen. Ein Mann hat, um sich vor dem geschäftlichen Untergang zu retten, ein reiches Mädchen geheiratet. Sie ist, trotz eines körperlichen Gebrechens, überzeugt, daß er aus Liebe um sie geworden hat. Seine Lüge drückt ihn schwer, da er sie nach der Ehe wirklich lieben lernt. Sie wird niemals die Wahrheit erfahren; der Heiratsvermittler taucht zwar auf, um sich Geld zu erpressen oder sich durch den Verrath zu rächen, aber er geht, von der Lieblichkeit der jungen Frau bezwungen, fort. Der Mann aber kann die Lüge nicht tragen, er gesteht seiner Frau die Wahrheit; er verliert sie, um sie von neuem und für immer zu gewinnen. Diese hübsche und rührsame Familiengeschichte, deren Stoff weder modern, noch dramatisch ist, hat Dmpteda sehr geschickt zu einem Stück verarbeitet, das beinahe wie ein modernes Drama aussieht. So geschieht, daß man im ersten und zweiten Act wirklich eine Art theatralischer Spannung empfindet. Da hört mit dem Weggang des überwundenen Heiratsagenten die äußere Handlung auf. Nun soll die psychologische, die innere, beginnen; aber da versagt die Kraft ganz, und was folgt, ist ein haltiger, unmotivierter, Stimmung raubender Schluß. Trotz alles Jerrrens füllt das Stück nicht einmal den Abend. Die beste Figur ist die des Agenten von Suberjeau, eines heruntergekommenen Officiers mit einem Rest von Gentlemanempfindung. Er ist ein wirklicher lebendiger Mensch. Adolf Klein spielte ihn glänzend. Die anderen Herrschaften sind nicht gerade unmöglich, aber ziemlich farblos und so trotz der natürlichen Sprache, die Dmpteda gut nuanciert, nicht recht überzeugend. Frau Marie Meyer lieb einer alten Dame, Herr Baum und Fr. Sauer lieb dem Ehepaare etwas von ihrem Eigenen, so daß man wenigstens glaubte, so lange man sie sah.

Man schreibt uns aus Berlin: Das Deutsche Theater hat uns Kofstans „Thrano de Bergerac“ gebracht, die „heroische Komödie“, die die Pariser durch zwei Saisons halbtoll gemacht hat. Sie hat auch hier einen Erfolg gehabt, wenn er auch vielleicht hinter den Erwartungen zurückbleibt. Und dieser Erfolg bedeutet unsomehr als das Berliner Publicum unter allen Deutschen vielleicht das schlechteste für dieses Stück ist. Für die sinnliche Grazie der Spiels des Berliner das Organ, das Hin und Her der fein gedrechselten Pointen, der Klang der künstlich verschlungenen Reime bereiten ihm kein Vergnügen. Sulda hatte gut diese glänzenden Vorzüge des Originals in seine Uebersetzung herüberverreten; zwei Dutzend Menschen vielleicht wissen ihm dafür Dank. Bei uns fragt man immer nach der Bedeutung, sobald ein Stück ernst gemeint ist; die Fabel ohne Moral hat keine Freunde. Soll es aber lustig sein, dann müssen etwas plumpe oder gepfefferte Spässe den Hörer aus seinem Plegma kitzeln. Für ein Publicum, das eine angeborene Freude am Bühnenspiel hat, ist Thrano ein entzückender Lektüribissen. Muß der Kritiker den hohen literarischen Maßstab anlegen, so bleibt freilich von dem ganzen glänzenden Stück Kunstarbeit nicht viel übrig. Der Stoff, die Geschichte des Mannes, dessen Liebeswerben durch seine lange Nase vereitelt wird, und der dem hübschen, dummen Nebenbuhler seinen Geist leiht, um die Geliebte zu bestrafen, ist tragisch und komisch, aber das Stück ist nur sentimental und wüßig. Kofstans hat sich begnügt, ein paar bunte und bewegte Scenen herauszuholen, die durch das Costüm und die Sprache der Zeit Lonis quatorze einen pikanten Reiz erhalten. Man hat einen Spaß wie vor einem der kleinen intimen und raffinierten Bildchen von Meissonier, der auch nie das Tiefste einer Zeit schildern will, sondern nur, wie die Leute gingen und standen. Uns, wenigstens uns Norddeutschen, steht Menzels eindringende Art näher. Aber wir können uns doch an einem Meissonier